

ULRICH, FERDINAND, *Erzählter Sinn*. Philosophische Erfahrungen in der Bilderwelt des Märchens = Schriften III. Herausgegeben von *Martin Bieler* und *Stefan Oster*. (Sammlung Horizonte. N. F.; 34). Freiburg i. Br.: Johannes-Verlag 2000. XVI/528 S., ISBN 3-89411-362-6.

Psychologische Märcheninterpretationen erfreuen sich schon seit längerem großer Beliebtheit; doch philosophische haben nach wie vor Seltenheitswert. Drei Deutungen füllen das umfangreiche Buch, das hier als dritter Band der Werkausgabe des bekannten Lehrers anzuzeigen ist. (Die ihn kennen, wird es weniger verwundern, da der Tiefe und dem Reichtum seines Denkens zumeist auch ein fließender Wortreichtum entsprach – erinnert sei nur an die 50 Seiten Klein[er]druck in MySal 2, mit dem schmerzlich entsetzenden Schluß [704] angesichts beschränkter Räume.) Und natürlich äußern sich gleich die einleitenden Bemerkungen (1–32) „zum (möglichen) Vorwurf, daß die Märchen ‚überinterpretiert‘ werden“ (7). Ulrich (= U.) beruft sich auf „die ‚verhüllte Verheißung‘ der Bilder ..., ihre innere Geräumigkeit und Offenheit; den adventlichen Atem des Noch-nicht ...“ (16). – Die philosophischen Erfahrungen gelten erwartungsgemäß der Grund-Thematik von U.s Denken: der Dialektik von Armut und Reichtum im Interpersonalbezug. Eine besondere Domäne solchen Bezugs bildet die Familie, und innerhalb ihrer nochmals das Eltern-Kind-Verhältnis. Darum geht es immer wieder in den Märchen, so auch in den drei hier ausgewählten: Hänsel und Gretel, Märchen von Mrile (afrikanisch), Die drei Sprachen.

Erster Teil. Hänsel und Gretel. Selbstwerdung aus der Dialektik von Überfluß und Mangel (35–149). Aus Hunger und Todesdrohung heraus hat das Kind im Heranwachsen die Trennung von den Eltern zu vollziehen. Gefährdet ist dieser Prozeß durch eine identifikatorisch habenwollende Armut (blind für den ihr eigenen Reichtum beschenkenden Empfangens) wie einen nicht minder identifizierend fressenden Reichtum (der sein Angewiesensein auf das Geschenk des Empfangs nicht wahrhaben will), zeige er sich als geizig oder verwöhnend. Gelernt werden muß auf beiden Seiten die Unterscheidung von Geber und Gabe, da anders Freigebigkeit nicht statthaben kann. Den Ort für das Abenteuer der Trennung, das zur Regression versucht, bildet der Wald: ängstigende Nähe, die als Dichte (Dickicht) vereinzelt, bzw. Ferne, die als Weite zu verschlingen droht. Stiefmutter/Kate und Hexe/Kuchenhaus spiegeln einander als Erscheinung des Begierdehungers. Erst durch die Doppelkrise von Ausstoßung und Gefangensetzung hindurch können im Kind(erpaar) männliche Spontaneität und weibliche Rezeptivität (wobei diese hier in „klassischer“ Dualität als Passivität [statt schon an sich als Medium] gedacht wird) zur Einheit reifen: Hänsel distanziert sich vom phallischen Wunschbild der Hexe, und Gretel erhält vom erwachten Selbst-Ja die Kraft zum entschiedenen Stoß, der beide befreit. Nun zeigt sich der Schatz des Selbstseins für mich und die Anderen: nicht mehr gier-erkämpft, sondern als überraschende Gabe, die freigibt und freigebig macht: zu neuer lebendiger Einung mit dem verlassenen Ursprung. Über eine letzte Grenze hinweg, wofür sie sich der Ente der Imagination überlassen müssen, und zwar – statt aneinandergeklammert – in freiem Auf-einander-Warten. So wird aus dem entfremdenden Ich-Es ein Wir im Zusammenklang von innerem Ich-Du (Ich-mir-gegeben-mich-empfangend) und Gespräch mit dem Gegenüber: Freiheit als Dialog. Offen so auch für den Narrenspruch von der Maus, die im Nu verschwindet, doch selbst wenn gefangen, nicht die Kopfbedeckung eines philosophischen Systems erbrächte. Vielleicht aber gibt sie gleichwohl eine „große Pelzkappe“ her?

Zweiter Teil. Das Märchen von Mrile. Eine vergebliche Archäologie der Freiheit (151–280). Das afrikanische Märchen mit bösem Ende wird eingangs abgedruckt: Der Älteste, mit der Mutter beim Knollenausgraben, sieht einen Samenknollen, „so schön wie mein kleiner Bruder“. Er verbirgt ihn in einem Baum, belebt und füttert ihn – selbst abmagern – mit seinem Essen. Die Mutter tötet das Kindchen. Als er in seiner Trauer sich auf den Stuhl des Vaters setzen darf, fährt er damit in den Himmel und fragt sich zum Mondkönig durch. Ihm und den Seinen bringt er das Feuer zum Kochen und erhält dafür Vieh, mit dem er wieder heimkehrt. Dem Stier, der ihn trägt, verspricht er, nicht von ihm zu essen. Als der aber, alt geworden, geschlachtet wird, gibt ihm die Mutter doch davon – worauf er in der Erde versinkt. – Mrile entdeckt sich im Anderen, be-

schenkt sich selbst – sich verzehrend. Aus dem Scheitern flieht er (nun auch sein eigener Vater) in die Transzendenz einer hypostasierten Scheinwirklichkeit, glaubt durch Kauf-Tausch seine Zukunft zu sichern – bis zum Absturz in die nicht mehr tragende Erde. Ob die ostafrikanischen Bantu den Mond so sehen wie wir, ist nicht die einzige Frage an die überraschend negative Sicht des Helden und seines Werdens; man könnte ihn auch als tragisches Opfer verstehen – wenn eine solche Transposition über Kulturabgründe hinweg überhaupt etwas trifft. Positiv stellt U. das Ziel im Anschluß an v. Baader dar: „Er als Herz der verlebten Freiheit“. Der Mann hat Stolz, Kälte, Ungeduld, das Weib Kleinmütigkeit, Schwere und Trägheit zu überwinden: als vereinte Männlichkeit und Weiblichkeit in Demut und Erhabenheit (statt erbsündlicher Hof[= Hoch]fa[h]rt und Niederträchtigkeit). Darin ist ihrer beider Herz (als Mitte von Geist und Natur), und sie im Herzen tragend, Gott. Dieser ER als tragende Kraft von Geben und Nehmen kommt im Drama *Miles* nicht zur Sprache.

Dritter Teil. Die drei Sprachen. Selbstwerdung als Sprachgeschehen. Knapp zweieinhalb Seiten (283–285) des Grimmschen Märchens Nr. 33 gilt fast die zweite Hälfte des Bandes. Die ersten 30 Seiten der gegenwärtigen Vergangenheit im Erzählen (wobei etwas gewaltsam das Perfekt abgetan wird, ist doch – trotz „τι ἦν εἶναι“ – „gewesend“ nicht „während“, und muß, wer jemandes Freund wurde, dies nicht mehr geworden sein; vgl. zudem hier schon 327), es geht um schöpferische Imagination „vom Rücken her“; in der Tat lebt Hoffnung aus Gedenken (das aber gibt es, wie im Erzählen, durchaus auch konstativ). – Zwischen dem alten Vater und seinem Sohn waltet im Fehlen des Mütterlichen Bezugslosigkeit, weil der Vater nicht frei-gibt und so das Kind nicht zu empfangen vermag. Dies nun kommt im Aufbruch verdummender Verkopfung bei anderen Lehrern auf den Weg zur Integration, indem es (das Ich-Du um den Dritt-Bezug erweiternd) Tier-Sprachen lernt: die der Hunde (Sprache der Grenze), der Vögel (Sprache der Möglichkeit von Freiheit und Einbildungskraft), der Frösche (Sprache der Zeugung und Wandlung). Derart gereift entgeht der junge Graf dem Todesbefehl seines Vaters (wobei mich der Nachdruck verwundert, mit dem das Erbarmen der Knechte fast auf die „Notwendigkeit seiner [eigenen] Freiheit“ (499) zurückgeführt [„reduziert“] wird). Und nun gewinnt tatsächlich der Held selbst durch Kommunikation mit wilden Hunden Schatz und Braut. Und tauchen die Frösche nur beiläufig (wahrsagend) auf (während die „philosophische Erfahrung“ hier besonders ausführlich wird: an die 40 Seiten zu Sein, Materie, Wesen als Wandlungsgeschehen), so sind es schließlich zwei weiße Tauben (die ihm freilich sein eigenes Wagnis nicht abnehmen können), durch die er Papst wird und die Messe zu „singen“ vermag. So hat er – nicht ohne Verzicht auf seine Frau (die aus dem Märchen einfach verschwindet) – ein eigenes höheres Vätertum gewonnen, jenseits des Buchstäblichen in der Geistesfreiheit des Wortes.

Den Herausgebern ist bewußt, daß das Buch „in hohem Maß die Kenntnis der beiden vorhergehenden Bände der Schriften U.s voraussetzt“ („Homo Abyssus“, „Leben in der Einheit von Leben und Tod“); andererseits bietet es „einen neuen und originären Zugang zum Vorhergehenden“ (XVI). Mag *fairlyland* „nothing but the sunny country of common sense“ sein (Chesterton-Motto), so gilt das kaum für die Denkwege, auf die F. Ulrich seine Leser mitnimmt. Es wird ihm darum auch nicht jeder folgen wollen; aber außer denen, die schon mit ihm unterwegs gewesen(d) sind, mögen auch Neulinge sich eingeladen finden zur Ausfahrt in Waldes-Dunkel, -Dichte und -Weite. J. SPLETT

KOSLOWSKI, PETER/HERMANNI, FRIEDRICH (Hg.), *Der leidende Gott*. Eine philosophische und theologische Kritik. München: Fink 2001. 249 S., ISBN 3-7705-3479-4.

Leidet Gott an der Wirklichkeit des Bösen? Kann ein „spekulativer Karfreitag“ (Hegel) glaubend und wissend auf diese Frage antworten? Dem *malum* galt der erste Band zu den Hauptthemen philosophischer Theologie (1998), der zweite Band den eingangs genannten Fragen anläßlich einer Tagung des *Forschungsinstituts für Philosophie Hannover* gemeinsam mit der *Evangelischen Akademie Iserlohn und Civitas. Gesellschaft zur Förderung von Wissenschaft und Kultur e. V. München*, herausgegeben von Peter Koslowski (inzwischen ausgeschiedener Gründungsdirektor des Instituts) und Friedrich Hermanni (wissenschaftlicher Assistent des Instituts). *Koslowskis* einleitender Bei-